

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 76 (1996)
Heft: 7-8

Artikel: Das Gerede von der "Allgemeinen Krise"
Autor: Klaus, Václav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

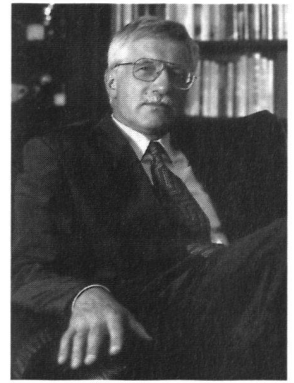
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS GEREDE VON DER «ALLGEMEINEN KRISE»

Alle reden von einer «allgemeinen Krise». Aber gibt es eine solche? Ich bin überzeugt, dass es nicht angemessen ist, unsere gegenwärtige Situation als «Krise» zu bezeichnen – sei es hier in der Tschechischen Republik, in Europa oder auf der ganzen Welt. Wer die heutigen Zustände mit diesem Begriff charakterisiert, setzt offensichtlich voraus, es habe andere, bessere Abschnitte der Menschheitsgeschichte gegeben. Nun – ich für meinen Teil kenne eine solche Epoche nicht.



Dr. Václav Klaus, Premierminister der Tschechischen Republik

Wir leben in der wirklichen und nicht in einer hypothetischen Welt, und das bedeutet, dass wir es mit unvollkommenen Menschen und unvollkommenen Institutionen zu tun haben. Manches Problem harrt noch einer Lösung, aber mancherorts gibt es auch spürbare Fortschritte, sichtbare Verbesserungen und innovative Lösungen für bisher unlösbare Fragen. Der Begriff der «Krise» bezeichnet für mich eine Situation, in der nichts aufwärts, sondern alles abwärts geht und in welcher Fragen ohne Antwort, Probleme ohne Lösung bleiben, Verhältnisse überdies, welche den elementarsten gesellschaftlichen Zusammenhalt ebenso vermissen lassen wie das gegenseitige Verständnis, Bedingungen, in denen ein trostloser Status quo jede positive Dynamik verhindert. Aber eben: Das entspricht keineswegs dem, was ich heute sehe.

Zeigt nicht die postkommunistische Ära, zeigt nicht das Ende des Kalten Krieges für jedermann auf, dass es Schritte nach vorne wirklich gibt? Die Dinge anders zu interpretieren, hiesse, über das enttäuscht zu sein, was sich seit 1989 getan hat. So weit ich es beurteilen kann, bewegen wir uns jedenfalls: Wir sind unterwegs zu einer besseren Welt – zu einer Welt

ohne totalitäre Regierungen (zumindest in Europa und Amerika), ohne bedrohliche Militärbündnisse, ohne absurd ineffiziente Wirtschaftssysteme, ohne ideologische Überlagerung des Denkens. Wohl sind wir noch nicht im Paradies und werden auch nicht dorthin gelangen – aber ich vertraue doch darauf, dass wir auf dem rechten Weg sind. Nur gibt es bekanntlich Zeitgenossen, die schon eine Krise wittern, wenn keine zentrale Autorität mehr da ist, die alles kontrolliert; wenn keine Weisungen mehr von oben kommen; wenn die eigene Spontaneität, und nicht die Pläne und Absichten anderer das bestimmen, was wir tun; wenn überhaupt nur etwas Neues, Unbekanntes, Nicht-Geplantes auf uns zukommt und alte Klischees nicht mehr greifen.

Wahrscheinlich sind wir tatsächlich auf dem Weg in eine neue Zeit, nur sehe ich darin weniger ein Problem als eine Chance.

Natürlich ist auch mir bewusst, dass unsere Gesellschaften fragil und für Störungen aller Art mehr als empfänglich sind. Wer etwa glaubt, Fortschritt und Freiheit seien ohne permanente Anstrengung, ohne persönliches Engagement aller zu haben, macht einen grossen Fehler. Fatale Täuschungen dieser Art sind geeignet, uns auf jenen Weg in die Knechtschaft zurückzuführen, den einige von uns nur zu gut kennen. Wer davon ausgeht, mit dem Niedergang, ja vielleicht sogar definitiven Ende des Kommunismus sei ein endgültiger Sieg errungen, wir hätten nun «das Ende der Geschichte» erreicht, verkennt die Wirklichkeit. Diese wird uns auch weiterhin mit neuen Gefahren, mit neuen Scheinlösungen und Verheissungen im Gewande schönster Rhetorik konfrontieren – mit Utopien, die mehr oder weniger ehrlichen Absichten entspringen mögen, stets aber auf falschen Ambitionen und unzulänglichen Vermutungen über menschliches Verhalten basieren.

Wenn heute immer wieder von einer «allgemeinen Krise» die Rede ist, so bereitet mir das Adjektiv «all-

Den «Schweizer Monatsheften», die ich wegen ihrer Publikation von bedeutenden Aufsätzen des von mir hoch geschätzten Friedrich August von Hayek kenne, gratuliere ich zu ihrem Jubiläum. Ich hoffe, dass sie sich auch in Zukunft für eine freie Gesellschaft und eine weltoffene Marktwirtschaft einsetzen werden.

Václav Klaus

gemein» weit weniger Mühe als das Substantiv «Krise». Allen historischen und kulturellen Verschiedenheiten zum Trotz, sind unsere Gesellschaften homogener, als manchmal angenommen wird. Ich stimme mit jenen überein, die davon ausgehen, es gebe allgemeine Antworten auf unsere Probleme. Ich glaube auch, dass diese Antworten in aller Regel ziemlich einfach, ziemlich bekannt, ja altmodisch und vor allem – realisierbar sind. Ich bin Optimist und kann das nur unterstreichen, was *Ronald Reagan*, einer der Vorkämpfer der transatlantischen Wertegemeinschaft, vor vielen Jahren bemerkte: «*The experts tell us there are no simple answers to our difficulties. They are wrong. There are simple answers, just not easy ones.*» Unsere Aufgabe ist es, diese einfachen Lösungen zu suchen und zu finden. Hoffentlich kommen wir in absehbarer Zeit einen Schritt weiter.

Sinnvollerweise steht an dieser Stelle aber nur ein einzelner, wenn auch komplexer Gegenstand im Zentrum der Aufmerksamkeit – die transatlantischen Beziehungen. Die Idee einer engeren Kooperation zwischen Europa und Nordamerika ist ein Kind des Zweiten Weltkriegs. Die traurigen Erfahrungen unserer Väter und Vorväter mit faschistischen und kommunistischen Diktaturen, das Erlebnis eines furchterlichen Krieges, schliesslich der feste Vorsatz, dergleichen nicht noch einmal zuzulassen – all diese Beweggründe mündeten nach 1945 in eine Vielzahl von Anstrengungen. Unter anderem wurden mehrere internationale Organisationen ins Leben gerufen; die Nato war eine von ihnen.

Was dieses Bündnis über Jahre und Jahrzehnte hinweg zusammenhielt, war die unmittelbare Bedrohung im Osten. Wie leicht war es von daher, sich an die Vorstellung zu gewöhnen, die Nato sei ein antikommunistischer Block – und nichts anderes. Allein, mit dem Ende des Kommunismus verschwand auch der gemeinsame Feind. Und heute scheinen manche nicht mehr recht zu wissen, worum es eigentlich noch gehen kann.

Solche Unsicherheiten plagen mich nicht. Die *raison d'être* der transatlantischen Gemeinschaft ist nicht allein mit dem Feind von gestern verknüpft. Die Wurzeln der atlantischen Gemeinschaft gehen tiefer, ihre Basis ist breiter. Ihre Daseinsberechtigung beruht nicht auf gemeinsamen Feinden, sondern auf gemeinsamen Werten und Ideen: Freiheit, Demokratie, Marktwirtschaft. In der liberalen Tradition (und zwar in ihrer ursprünglichen, europäischen Bedeutung) finden wir unser gemeinsames kulturelles Erbe. Dieses Erbe auf beiden Seiten des atlantischen Ozeans für kommende Generationen zu erhalten und zu pflegen; darauf kommt es an, auf dieses Ziel sind wir verpflichtet.

Es liegt mir fern, bestehende Risiken im sicherheitspolitischen Bereich zu verharmlosen; dennoch

glaube ich: Die eigentlichen Gefahren drohen zurzeit eher von der intellektuell-politischen als von der militärischen Front her. Sie sind zu einem guten Teil hausgemacht, entstehen etwa im Zusammenhang mit Bemühungen, wieder vermehrt korporatistische oder syndikalistische Strukturen in der Gesellschaft zu verankern oder, ein anderes Beispiel, bestimmte Branchen und Verbände durch gesetzliche Klauseln zu schützen. In ihrer unseligen Wirkung kommen derartige Bemühungen Spaltpilzen gleich; sie füllen den Raum zwischen Staat und Individuen auf Kosten beider Seiten – und auf Kosten von Grundprinzipien einer liberalen Gesellschaft. In aller Regel finden solche Bestrebungen Befürworter bei Leuten, die es zwar gut meinen, aber trotzdem irren, um dann aus Überzeugung für das Falsche einzustehen. Nicht für mehr Freiheit kämpfen sie, nicht für ein weiteres Zurückdrängen des Staates durch Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung (auch ausserhalb der Wirtschaft im engeren Sinne) – sondern für neue Spielarten des Kollektivismus. Nicht einen gesunden, umfassenden Wettbewerb wollen sie ermöglichen, sondern immer neue Bereiche der Kontrolle von Experten, Fachleuten und anderen Instanzen unterstellen, die es «besser» wissen. Diese Leute suchen isolierte, verabsolutierte «Lösungen» für Teilprobleme. Sie fördern nicht den inneren Zusammenhalt einer Gesellschaft, sondern ebnen letztlich nur neuen «Feudalitäten» (*Ludwig Erhard*) den Weg.

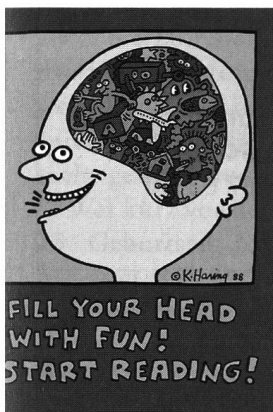
Sollten derartige Strömungen an der innenpolitischen Front die Oberhand gewinnen, so wären die Auswirkungen auf die internationalen Beziehungen im allgemeinen – und auf die transatlantische Zusammenarbeit im besonderen – enorm. Hüten wir uns davor, diese Kräfte zu unterschätzen! Aussenpolitik ist weniger autonom, als gemeinhin angenommen wird; ihre Initiativen und Reaktionen gehen oft auf innenpolitisch dominante Motive und Denkhaltungen zurück.

Ein Beispiel mag diesen Punkt verdeutlichen: Mit einiger Besorgnis stelle ich heute fest, dass isolationistische Strömungen sowohl in Europa als auch in Amerika stärker werden, wenn auch aus unterschiedlichen Ursachen. In Europa liegt es unter anderem daran, dass die Integrationsphilosophie der Europäischen Union auch weiterhin auf Vertiefung statt auf Erweiterung ausgerichtet bleibt, dass Marktkräfte mitunter nicht zum Tragen kommen und dass die individualistische Tradition im allgemeinen weniger stark verwurzelt ist. In den Vereinigten Staaten sind andere Faktoren ausschlaggebend, etwa das Aufkommen neuer, wenig liberaler Ideen und Programme oder jene politische Selbstbezogenheit, die man aus früheren Epochen amerikanischer Politik gut kennt. Natürlich sehe ich auch äussere Gefahren und Risikoherde, aber sie bereiten mir weniger Sor-

gen als die eigenen, hausgemachten Fehlhaltungen und Schwächen.

Wie eingangs betont, teile ich die Auffassung nicht, dass wir heute in einer Krise stecken. Eine Krise könnte indes dann auftreten, wenn wir uns tatsächlich nach aussen abschotten, wenn wir Handels- und Ideenströme unterbinden, anstatt unser Land zu öffnen. Über Jahrzehnte hinweg haben wir in diesem unseren Land in einer geschlossenen Gesellschaft gelebt – wir wissen also, wovon wir sprechen. Wir wissen, was es heisst, wenn Unterschiede

und Hass wichtiger werden als die Suche nach Gemeinsamkeiten und Freundschaft. Entstand nicht die transatlantische Idee im Zweiten Weltkrieg auf der Grundlage einer Gesinnungsnähe, die älter war als der Krieg? Wir sollten nicht die alten Fehler wiederholen. Das Wegfallen des gemeinsamen Gegners darf uns nicht demotivieren. Der abschüssige Weg in eine neue Knechtschaft ist immer noch offen, und wir wissen, dass ausgerechnet jener Weg mitunter die beste Aussicht auf die Annehmlichkeiten dieser Welt vorgaukelt. ♦



Entwurf: Keith Haring (1958–1990), «Fill your Head with Fun! Start Reading!» 1988, Offset mehrfarbig, 61x81,5 cm, Museum für Gestaltung Zürich, Plakatsammlung.

TITELBILD

LESEN – EIN KULTURELLES MENSCHENRECHT

Wir leben in einer Zeit der Bilder. So abgegriffen diese Wahrheit auch sein mag – nichts führt an ihr vorbei. Zwar ist die Schrift nach wie vor überall gegenwärtig. Sie prägt die Datenräume der Informatik ebenso wie die neuen Vermittlungsinstanzen der globalen Netze. Aber gerade dort triumphiert die Dynamik des Bildes über die Linearität der Texte, wo es darum geht, den potentiellen Leser überhaupt erst zum Lesen zu bringen. Die Entwicklung etwa des World Wide Web hat gezeigt, welche Bedeutung einer wirklich visuellen Kommunikation zukommt: Erst die Bilder machen aus dem Internet ein populäres Massenmedium.

Deshalb ist es auch keineswegs paradox, dass uns – wie in den Anfängen der Plakatgeschichte – ein Bild das Lesen predigt. Dieser Umstand spiegelt lediglich eine Selbstverständlichkeit unserer Medienpraxis und unseres Medienkonsums. Also setzt *Keith Haring*, ein amerikanischer Künstler, der seine Zeichen der hybriden Strassenkultur entlehnt und damit die Pop Art in die Welt der Graffiti verlängert hat, genau hier an. Er redet vom Lesen und

stopft dabei seinen Egghead mit Lust und Bildern voll.

Harings kalkuliert simple Bildsprache sorgt für schnelle Verständlichkeit. Leuchtende Farben, schwarze Konturen, eine klare Botschaft und ein fast naiver, zugleich aber gebrochener, vom Comic entlehnter Humor verbinden sich zum perfekt funktionierenden Plakat. Information, Appell und Unterhaltung sind darin nicht mehr zu trennen.

Vor welchem Hintergrund indessen steht hier das Künstlerplakat für ein kulturelles Menschenrecht ein? Keith Haring verstand sich als Botschafter zwischen Kunst und Alltag; er schuf zahlreiche Plakate für Ausstellungen und Konzerte oder nahm engagiert zu Zeitthemen wie Aids oder Rassismus Stellung. Zugleich machten ihn seine ästhetische Geschmeidigkeit, die anonymisierte Charakteristik seiner Figuren sowie seine Präsenz als Medienstar zu einem Markenzeichen der achtziger Jahre – jener Zeit, die es fertigbrachte, Konsum als Sinnstiftung und Lebenshaltung zu rechtfertigen. ♦

CATHERINE BÜRER